

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 13 (1890-1892)
Heft: 1

Artikel: Briefe von J. G. Zimmermann, E. v. Fellenberg, Samuel Schnell, Karl Schnell und G. L. Meyer von Knonau an Philipp Albert Stapfer
Autor: Luginbühl, Rudolf
Kapitel: Einleitung
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-370818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Briefe

von

J. G. Zimmermann, E. v. Fellenberg, Samuel Schnell,
Karl Schnell und G. L. Meyer von Knonau

an

Philipp Albert Stapfer.

Von Rudolf Luginbühl.

Einleitung.

Das geistige Leben grosser Männer äussert sich wohl nirgends ungezwungener und offener, als in den Briefen an ihre intimen Freunde. Frei von den Schranken konventioneller Rücksichten, unbeeinträchtigt von der Furcht vor der Oeffentlichkeit, angetrieben durch das natürliche Bedürfniss rückhaltloser Erschliessung und Mittheilung können sie sich gerade so geben, wie sie sind. Keine prosaische Stilgattung gestattet einen solch rein subjektiven Ausdruck und einen so ausgedehnten und freien Spielraum als die Briefe. Die Unmittelbarkeit des Gedankens- und Gefühlsausdrucks qualifizirt sie, insofern sie nämlich von bedeutenden Männern herkommen, zur Quelle, und als solche dürfen sie auch einen Platz in den historischen Fachschriften beanspruchen.

Allein gerade im Wesen des Briefes liegt für den Geschichtschreiber eine doppelte Gefahr: Er muss sich hüten, briefliche Dicta durchweg als wohl und reiflich erwogene Urtheile aufzufassen. Er muss die Briefe nur

als das betrachten, was sie gewöhnlich sind: Aeusserungen momentaner Stimmungen. Sodann darf er vor der Menge geringfügiger oder für seine Zwecke total werthloser Details den Blick auf das eigentlich Bedeutsame nicht verlieren. Diese Gefahr ist um so grösser, je mehr man sieht, welche Unmasse von Schutt in Briefsammlungen, Biographien etc. aufgeführt und was dem Leser besonders unter dem duldsamen Titel von Memoiren, die gewöhnlich in Dutzenden von Bänden aufmarschiren, zugemuthet wird. Welche Menge erdrückender Details und zeitraubender Auseinandersetzungen, die den Historikern des kommenden Jahrhunderts die Aufgabe wesentlich erschweren müssen!

Herr Albert Stapfer, Sohn des helvetischen Ministers Philipp Albert Stapfer, hat mir in zuvorkommendster und verdankenswerthester Weise den schriftlichen Nachlass seines Vaters zu freier Benutzung übergeben. Er enthält über tausend theils von Stapfer selbst, theils an diesen geschriebene Briefe, deren Zahl von anderer Seite, namentlich durch Herrn Alt-Regierungsrath Hagenbuch in Zürich, den Inhaber des P. Usteri'schen Nachlasses, durch Herrn Oberst Monod bei Morges, den Inhaber des Laharpe'schen Nachlasses, und Herrn Schnell im Sommerhaus bei Burgdorf, in sehr verdankenswerther Weise noch vermehrt wurde. Die ziemlich regelmässige Korrespondenz Stapfers mit Usteri und Laharpe wird mit ganz wenigen Zugaben anderer Briefautoren Band XI und XII der „Quellen zur Schweizergeschichte“ füllen. Unter dem übrigen Briefmaterial galt es vorab, eine Sichtung und Auswahl zu treffen. Es fand sich verhältnissmässig wenig Geringwerthiges darunter. Die grosse Mehrzahl der Briefe trägt als Unterschrift irgendeinen berühmten Namen. Die Berühmtheit begründet aber noch kein Anrecht auf Publizität, sondern allein der Inhalt. Aus dem Nachlass schienen mir namentlich

die Briefe von J. G. Zimmermann, E. Fellenberg, Karl und Samuel Schnell, Gerold Ludwig Meyer von Knonau in sorgfältiger Auswahl und erlaubten Kürzungen, sowie ein Gutachten Stapfers über das bernische Bildungswesen, der Publikation im „Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern“ würdig. Ein innerer Zusammenhang zwischen den Genannten ist nicht vorhanden; doch stehen alle mit Bern mehr oder weniger in Beziehung. Nach der Zeit ihrer Abfassung umspannen die Briefe ein halbes Jahrhundert (1785—1837), berühren somit die Jugend und das Greisenalter Stapfers. Die zwei ersten sind indes nicht an diesen, sondern an dessen Onkel, Johann Stapfer, gerichtet. Inhaltlich sind die Briefe ausserordentlich verschieden: sie berühren zum Theil die brennendsten Tagesfragen, besprechen die politische Lage, literarische Erscheinungen oder geben Aufschlüsse biographischer Natur.

Der Verschiedenartigkeit ihres Inhalts wegen war es unmöglich, etwas Einheitliches aus diesen Briefen zu schaffen. Es sind nichts als vereinzelt Bausteine, die, am richtigen Ort eingesetzt und verwendet, recht nützlich werden können; Fäden, die, geschickt in das Gewebe einer historischen Darstellung, einer Biographie oder auch nur einer kulturgeschichtlichen Skizze verwoben, den Werth derselben wesentlich zu erhöhen vermögen.

Treten wir nun etwas näher auf die Autoren, ihr Verhältniss zu Stapfer und den Inhalt ihrer Briefe ein.

a. Johann Georg Zimmermann.

1728—1795.

Zimmermann stammte, wie Stapfer, von Brugg im Kanton Aargau; er studirte in Bern und Göttingen Medizin; an letzterem Orte hatte er sich des besondern Wohlwollens des Albrecht v. Haller zu erfreuen, praktizirte

hierauf als Arzt in Bern, von 1754—1768 in Brugg und von diesem Jahre hinweg bis zu seinem Tode als königlich grossbritannischer Leibarzt in Hannover. Seine ärztliche Praxis war eine ausserordentlich ausgedehnte; trotzdem war seine Thätigkeit auf dem literarischen Gebiete so gross, dass sein Name unter den Prosaschriftstellern des 18. Jahrhunderts nie fehlen darf. Seine Schriften „Vom Nationalstolz“ und „Ueber die Einsamkeit“ sind Werke, die noch heute mit Nutzen gelesen werden können und die noch heute etwas von der Zugkraft, die sie einst auf die ganze gebildete Welt ausübten, bewahrt haben. Sogar von seinem mehr fachlichen Zwecken dienenden Buche „Von der Erfahrung in der Arzneikunde“ behauptet sein Biograph Bodemann, „es reiche allein hin, seinem Namen ein bleibendes Denkmal zu setzen“¹⁾.

Im letzten Dezennium seines Lebens wagte sich Zimmermann noch auf das Feld der Geschichtschreibung und zwar durch Veröffentlichung dreier Schriften²⁾, die ihm mehr Unannehmlichkeiten als Ehre eintrugen, indem

¹⁾ Siehe Ed. Bodemann, „J. G. Zimmermann“ (1878 bei Hahn in Hannover erschienen), pag. 29. J. C. Mörkofer, „Die Schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts“, pag. 304, unterschätzt den Wert, wenn er behauptet, Zimmermanns Buch von der „Arzneikunde“ habe keinen wissenschaftlichen Werth, indem dasselbe weder neue Gedanken und Forschungen enthalte, noch bereits Erkanntes in übersichtlicher, systematischer Gliederung aufführe; haben doch Fachleute wie Tissot (in „Leben des Ritters von Zimmermann“, bei Hahn in Hannover 1797 erschienen, pag. 90) und Albrecht Rengger (in „Zimmermanns Briefe an einige seiner Schweizerfreunde“, Vorwort, pag. XXIV) und Männer wie Daniel Bernoulli (bei Tissot l. c. pag. 91) die Vortrefflichkeit des Buches auch nach der wissenschaftlichen Seite anerkannt.

²⁾ „Ueber Friedrich den Grossen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode“, „Vertheidigung Friedrichs des Grossen gegen den Grafen von Mirabeau“ und „Fragmente über Friedrich den Grossen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters“. (3 Theile, Leipzig 1790.)

sie eine ganze Fluth von Pamphleten ¹⁾ heraufbeschworen, die ihn in eine wahre Vernichtungsfehde verwickelten.

Zimmermann jede Befähigung zum Historiker streitig zu machen, wie seine Gegner gethan ²⁾, ist wohl ebenso unrichtig, als behaupten zu wollen, er habe sie in vollem Masse besessen. Die richtige Werthschätzung Zimmermanns nach dieser Seite finden wir wohl bei Joh. v. Müller ³⁾: „In Zimmermanns Werk stehen gute Sachen und die Schreibart ist schön, doch rechtfertigt er wohl viel und ist an schönen Worten reicher als an wichtigen und neuen Sachen.“ Oder wie Heym in seiner Rezension in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen ⁴⁾ sagte, „Fragmente sind es und keine Geschichte, aber viel herrlicher Stoff zu einer Geschichte.“

Eine kurze Zeichnung seines Geistes, wie er uns aus seinen Werken ⁵⁾, dem Urtheil seiner Freunde ⁶⁾ und

¹⁾ Vgl. namentlich „Freymüthige Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente“. Berlin, Nicolai 1791, zuerst als 2. Stück des XCIX. Bandes der Allg. deutschen Bibliothek, nachher auch separat erschienen.

²⁾ Siehe Freymüthige Anmerkungen l. c. S. 7, 8 und 372. Zimmermann selbst gibt zwar Anlass zu einer solchen Vermuthung, wenn er in dem Briefe vom 15. Nov. 1790 an seinen Freund Schmid in Brugg schreibt: „Von politischen Dingen verstehe ich eigentlich nichts“ (Siehe A. Rengger, Briefe Zimmermanns, S. 363).

³⁾ Bei J. C. Mörikofer l. c. pag. 309 angeführt.

⁴⁾ Jahrgang 1790, St. 62, S. 617 ff., auch bei Bodemann l. c. pag. 140 citirt, der übrigens in seinem Urtheil über die historischen Arbeiten Zimmermanns, pag. 138 ff., Wort für Wort dem trefflichen Mörikofer, l. c. pag. 309, folgt.

⁵⁾ Zu den bereits genannten sei noch erwähnt: „Das Leben des Herrn von Haller“, Zürich 1755; „Ueber den Wahwitz unseres Zeitalters und über die kräftigsten Hülfsmittel gegen die Mordbrenner, die uns aufklären wollen und gegen die Untergrabung und Vernichtung der christlichen Religion und Fürstengewalt.“

⁶⁾ Neben den bereits angeführten „Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz“, herausgegeben von Alb. Rengger,

Biographien entgegentritt, ist zum Verständniss seiner Briefe unerlässlich.

Zimmermann war eine genial beanlagte Natur, ausgerüstet mit der Gabe feiner Beobachtung. Dazu kam eine lebhaft, leicht erregbare Phantasie, ein gutes Gedächtniss, namentlich für biographische Details, und reizbares Temperament, das sich nur zu oft in raschem und ungerechtem Urtheil entlud. Er hatte seine eigenen philosophischen Ideen, war nicht gewohnt, andere bestimmend auf sich einwirken zu lassen, sondern liebte seine eigenen Wege zu gehen und gefiel sich darin. Seit seinem 20. Altersjahre litt er unter seinem nervösen Temperament, das sich oft zu krankhafter Empfindsamkeit steigerte und mit zunehmendem Alter seinen Zustand wesentlich verschlimmerte. Seine weltmännische Bildung, sein leichtes, ungezwungenes Wesen im Verkehr mit Hochgestellten, seine ausgedehnten Kenntnisse, die er stets geschickt zu verwerthen wusste, erschlossen ihm die höchsten Gesellschaftszirkel und gaben seinem Geiste stets neue Nahrung ¹⁾. Rasches Urtheil in treffenden, aber oft sehr derben Worten ²⁾ charakterisirte seine Konver-

Aarau 1830 (XXXII u. 389 S.), erwähnen wir besonders: Bode-
mann, „J. G. Zimmermann 161—366: Bisher ungedruckte Briefe an
Zimmermann von Bodmer, Breitinger, Gessner, Sulzer, Moses Men-
delssohn, Nicolai, der Karschin, Herder und G. Forster“; „Ausge-
wählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde, in den
Jahren 1751—1810 geschrieben und nach der Zeitfolge geordnet,“
Zürich, Gessner, 1815, 4 Bände, namentlich Bd. I, Nr. 43—93 ohne
Nr. 60, und Bd. II mit 55 Nrn. von Z., Bd. III nur die Nrn. 221, 241,
259, 308; auch J. v. Müllers Sämmtliche Werke.

¹⁾ Das bekannte, von Tissot (l. c. S. 217) auf Zimmermann an-
gewandte Wort: „Homo sum, nihil humani a me alienum puto“ ist
wohl mehr der Ausdruck freundschaftlicher Liebe als das Resultat
objektiver Werthschätzung.

²⁾ In seinem Werke „Ueber die Einsamkeit“, II. 26, sagt er:
„Es ist also wohl in meinem Charakter, keck und ehrlich die Wahr-

sation und seine Schriften. Beide wusste er mit Interessantem, Selbsterlebtem, Anekdoten etc. anziehend zu machen. Dabei treten aber auch seine Mängel zu Tage: seine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, sein Paradien mit den Komplimenten hoher Gönner, sein Grossthun mit der Freundschaft berühmter Personen, sein Wichtigthun mit Neuigkeiten, sein launenhaftes, raschen Stimmungswechseln unterworfenes Wesen, seine Ueberschwänglichkeit im Ausdruck freundschaftlicher Gefühle und seine gallichte, oft verletzende Schärfe, die hauptsächlich in seiner Hypochondrie ihre Wurzel hatte.

„Aber so leidenschaftlich er auch war, so verschiedenartig auch die Mittel waren, die ihm sein glühender Hass zur Bekämpfung seiner Gegner in die Hände spielte, sein Charakter war rein und edel; Beweis dafür seine Empfänglichkeit für ächte Freundschaft, seine zuvorkommende Herzlichkeit, die das Unrecht, in einem Anflug übler Laune angerichtet, auch wieder gut zu machen strebte, seine Aufopferung für Hülfedürftige, die selbst unter den schrecklichsten Qualen nicht ermüdete.“

Die Bekanntschaft Zimmermanns mit der Stapferschen Familie datirte schon aus seiner Jugendzeit; eng befreundet war er mit Daniel Stapfer ¹⁾, dem Vater des

heit zu sagen“ und in der Vorrede zu dem genannten Werke, S. XV, „Manches muss man dem Arzte verzeihen, der gewohnt ist, den Menschen von allen Seiten auszuspähen“.

¹⁾ Bodemann l. c. S. 4: „Du bist von meinem vierten bis in mein achtzehntes, und von meinem vierundzwanzigsten bis in mein gegenwärtig einunddreissigstes Jahr mein beständiger Gefährte, mein vertrautester Freund und Bruder gewesen“ etc. In „Ueber die Einsamkeit“, III, 4, sagt er: „In meinen Schuljahren hatte ich einen einzigen Freund; er war ein trefflicher Kopf und für mich Alles in Allem“ etc. Zimmermann liess auch die Predigt D. Stapfers, die dieser bei Gelegenheit des Erdbebens zu Lissabon gehalten, drucken; sie wurde von Wieland als Muster der Kanzelberedsamkeit bewundert. S. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, I, 170—174.

helvetischen Ministers. In Nr. II, IV, IX und X nennt er ihn seinen „ältesten und besten Freund“. Es ist begreiflich, dass sich seine Liebe auch auf dessen Sohn Philipp Albert übertrug, der 1790 in Göttingen studirte, und sehr froh war, in dem nicht zu entfernten Hannover einen väterlichen und anregenden Freund zu finden. Seine Korrespondenz mit Zimmermann scheint nur im Sommer 1790 eine lebhaftere gewesen zu sein.

Ihre Ansichten und Ziele gingen, namentlich nach Stapfers Rückkehr zu sehr auseinander, als dass ein innigeres Verhältniss auf die Dauer möglich gewesen wäre. Als Zimmermann den jungen, freiheitbegeisterten Gelehrten in seinen Hass gegen die „Aufklärer“ hineinziehen wollte, befleissigte sich derselbe möglicher Zurückhaltung.

Die unten folgenden Briefe, die ich, mit Ausnahme von Nr. V und IX, der Güte des Herrn Schnell im Sommerhaus zu Burgdorf verdanke, fallen sämmtlich in das letzte Dezennium seines Lebens, ein Umstand, der ihren Werth ganz wesentlich erhöhen muss; denn die bis jetzt publizirten Briefe stammen zum grössten Theil aus früherer Zeit ¹⁾. Lobend heben wir hinsichtlich des Aeussern die deutliche und gut leserliche Schrift Zimmermanns hervor. Hinsichtlich ihres Inhalts sind sie eine Bestätigung dessen, was wir oben zur Charakterisirung Zimmermanns gesagt haben. Frisches Leben spricht aus ihnen, und der Zug der Lebendigkeit macht ihre Lektüre ganz angenehm.

Persönliche Nachrichten, die der Autor von sich selbst und den Seinigen gibt, beanspruchen im Briefe

¹⁾ Bodemann l. c. reicht in den Briefen Georg Forsters an Zimmermann und Nicolai an ebendenselben nur bis 1788, s. S. 310 und 339; hingegen reichen seine Briefe an Joseph Schmid (in „Zimmermanns Briefe an einige seiner Schweizerfreunde“) bis zu seinem Todesjahr.

mit Recht einen hervorragenden Platz. So erfahren wir in vorliegenden Briefen auch Manches über das Leben Zimmermanns und das der Seinigen. Er singt das Lob seiner Frau und freut sich des ehelichen Glückes (Nr. I), klagt, dass ihn das Heimweh plage und bittet um Rath für seinen unglücklichen Sohn, den er gerne im Bernbiet unterbringen möchte (Nr. II), freut sich über den Besuch Aug. v. Kotzebue's (Nr. VI) oder jammert über sein schreckliches Leiden (Nr. VII). Geradezu ergreifend ist der letzte oder zehnte Brief, in dem er sich in Klagen über seinen Zustand ergeht. Er trägt, obgleich wenig mehr als ein kleines Quartblatt füllend, 3 verschiedene Daten, die beinahe 2 Monate auseinander liegen. Aufregende Thätigkeit, mehr noch aber die stets zunehmende Melancholie haben ihm die zur Erfüllung seiner Korrespondenzpflichten nöthigen Kräfte geraubt. Er, der früher mit Leichtigkeit bogenlange Briefe geschrieben — Nr. I zählt 7 kleine Oktavbogen — war später kaum mehr im Stande, einen kleinen Brief ohne Unterbrechung zu schreiben.

Zimmermanns literarische Arbeiten bleiben natürlich in diesen Briefen nicht unerwähnt. Er gibt uns ganz interessante Details, nicht gerade über das eigentliche Wesen seiner Schriften, als vielmehr über deren Wirkung. Er freut sich über die Anerkennung, die seinem Buche „Ueber die Einsamkeit“ zu Theil geworden, namentlich über den Beifall und das Geschenk der russischen Kaiserin Katharina II., aus deren Brief er einen kleinen Auszug bringt (Nr. I). Dann wünscht er hundert Dinge nicht geschrieben zu haben, die in seinem Buche geschrieben sind; ja er mag dieses nicht einmal mehr ansehen und behauptet, dass er gegen allen literarischen Ruhm gleichgültig sei und sich schäme, ihn jemals gewünscht und sich darüber gefreut zu haben. Und dies

sagt er im gleichen Brief, in welchem er die ausserordentlich günstige Aufnahme seines Buches schildert und äussert, dass es über alle seine Erwartung und über alle Begriffe vortheilhaft bei Menschen aus allen Ständen gewirkt habe (Nr. II). Auch bespricht er die Abfassung politischer Streitschriften und verbreitet sich besonders über die Anlage einer Komödie, in der er die Aufklärer zu persifliren gedachte (Nr. V und Nr. VI). Die literarische Fehde, in die er sich in den letzten Jahren seines Lebens verwickelte, und der er erlag, führt er uns in ausserordentlich derben und rohen Zügen vor (Nr. IX).

Mit wahrhaft väterlicher Liebe nimmt er sich des jungen P. A. Stapfer an. Er empfiehlt ihn an einige Professoren in Göttingen (Nr. III), ladet ihn auf die Ferien zu sich ein, warnt ihn vor dem abgeschlossenen Leben und der Schreibecke seines Vaters, ermahnt ihn, durch Verkehr mit grossen Männern und angestrengte Thätigkeit das Heimweh zu bekämpfen (Nr. III und IV), gibt ihm gegen seine Augenschwäche ärztliche Rathschläge (Nr. VI), will ihn zur Abfassung eines Aufsatzes über den damaligen Religionszustand in Deutschland veranlassen, ersucht ihn, sehr wahrscheinlich nur scherzweise, um Zusendung von Beiträgen für die oben erwähnte Komödie, betitelt „Die Aufklärer“ (Nr. V u. VI), gibt ihm zu seiner Reise nach Holland und England Empfehlungen mit (Nr. VIII), sucht das Gerücht, durch welches Stapfer in Bern vor seiner Rückkehr als Jakobiner verschrien worden, durch Briefe an einflussreiche Persönlichkeiten zu entkräften (Nr. IX), kritisirt dessen Schrift über „Die fruchtbarste Entwicklungs - Methode der Anlagen des Menschen“ (Nr. X).

Grosses Interesse zeigt er an der Politik, wobei sein anti-revolutionärer Standpunkt grell zu Tage tritt. Seine Wuth gegen „die Aufklärer“ (Nr. V und VI) streift

hart an's Lächerliche; er freut sich über jeden Erfolg der Revolutionsgegner. Schriften, welche die Revolutionen bekämpfen, sind ihm sehr willkommen. Darum wünscht er, dass Burke's Schriften in den Göttinger Gelehrten Anzeigen rezensirt werden (Nr. IX); zitiert und bespricht eine ganze Reihe antirevolutionärer Schriften, die er irrthümlicherweise von Göthe verfasst glaubt (Nr. IX), beantragte sonderbarer Weise dem Kaiser Leopold zur Bekämpfung des Jakobinismus in der Schweiz die Gründung einer Association in Bern, für welche er neben dem Schultheissen Steiger und dem Landvogt Kirchberger auch den zurückgekehrten, als Jakobiner verschrieenen Stapfer als Mitglied in Aussicht genommen hatte; bedauert das Misslingen der Flucht des Königs (Nr. IX), kann sogar nur schreiben, wenn das gelingt, was gegen die Franzosen unternommen wird (Nr. X).

An den Schicksalen des Schweizervolkes nimmt er stetsfort regen Antheil. Steht er auch im Dienste fremder Fürsten, so bleibt er doch Schweizer. Wenn er in Nr. I behauptet, dass er ungeachtet der kleinen Nadelstiche, die er in seinem Buche der Schweiz überhaupt und den Bernern insbesondere gebe, bei jeder grossen Veranlassung „ein treuer und guter Schwytzer sei“ und immer bleiben werde, so müssen wir wohl angesichts seiner Vorliebe für monarchische Staatsformen annehmen, dass er sich nicht der ganzen Tragweite dieses Wortes und des ganzen Umfangs des Begriffs Schweizer bewusst war. Er macht sogar Mittheilungen über die Theilungsprojekte, die gegen die Schweiz in Umlauf gesetzt worden, und spricht von erneuten Ansprüchen Oesterreichs. Auch behauptet er, eine Vorrede Schlözers, worin dieser die Schweizer zur Rebellion gegen ihre Regierung aufgefordert, unterdrückt zu haben (Nr. I); besonders freut er sich über die Briefe Meiners über die Schweiz als Gegengift

gegen die Schlözers (Nr. I und II); über die Gefahr eines bevorstehenden Umsturzes schreibt er indirekt an die Bernerregierung (Nr. VI); beklagt die Vorgänge im Waadtland (Nr. VI) und billigt die Massnahmen Berns gegen Waadt (Nr. IX).

b. Philipp Emanuel von Fellenberg ¹⁾.

1771—1844.

Philipp Emanuel von Fellenberg, der Stifter von Hofwyl, ist wohl noch so frisch in aller Gedächtniss, dass es hier genügen mag, mit einigen wenigen Strichen die äussern Lebensumrisse anzugeben.

Er wurde in Bern als der Sohn Daniel Fellenbergs, des Rechtsgelehrten und spätern Rathsherrn, geboren; er gehörte somit zu einem angesehenen Patriziergeschlechte. Der spätere helvetische Minister Albrecht Rengger war auf dem Schlosse Wildenstein im heutigen Kanton Aargau, wo sein Vater als Landvogt regierte, sein Lehrer; der junge Fellenberg kam dann in das Erziehungsinstitut des blinden Dichters Pfeffel in Colmar, studirte in Tübingen und anderwärts Rechtswissenschaft und Philosophie; dann begab er sich aus Bildungsbedürfniss und Gesundheitsrücksichten auf Reisen. Im Jahre 1798 kämpfte er als Jägeroffizier gegen die Franzosen, wurde von diesen vogelfrei erklärt, entkam aber

¹⁾ Es gibt wohl wenig Berner, über die mehr geschrieben wurde, als über Fellenberg. Wir verweisen namentlich auf: Dr. H. Robert Schöni, Der Stifter von Hofwyl, Leben und Wirken Fellenbergs, Jubiläumsschrift 1871. O. Hunziker in Geschichte der schweizerischen Volksschule, II, 236—255. W. Hamm, Emanuel von Fellenbergs Leben und Wirken. Bern 1845 (mit einem zwar nicht vollständigen Verzeichniss seiner Schriften). K. R. Papst, Der Veteran von Hofwyl (Biographie Theodor Müllers, II. u. III. Theil), Aarau 1861—1863.

unter grossen Lebensgefahren¹⁾ nach Tuttlingen. Zur Zeit der Helvetik in diplomatischer Mission in Paris thätig, entsagte er doch bald der Politik und begann seine Wirksamkeit in Hofwyl. Dieses Landgut erhob er bald zu einer solchen Musterwirthschaft, wie die ganze Schweiz keine zweite aufzuweisen hatte. Aber Fellenberg blieb nicht bloss Landwirth, der inmitten einer agrikolen Bevölkerung doppelt anregend wirken musste, sondern er gründete 1804 eine Armenschule, die dann Zweiginstitute in Maikirch, Silenen u. a. a. O. in's Leben rief. Später sah er sogar in den Armenschulen seine ihm von Gott zuertheilte Lebensaufgabe²⁾. Seine Armenanstalten wurden das Vorbild zu ähnlichen Schöpfungen in fast allen zivilisirten Ländern. 1807 entstand das höhere landwirthschaftliche Institut, worin die Agrikultur theoretisch und praktisch gelehrt ward, eine Schöpfung, die sogleich auch eine stattliche Zahl von Nachahmern fand. 1808 fügte Fellenberg ein Erziehungs- und Bildungsinstitut für höhere Stände bei, das bald berühmte Männer zu Lehrern und Fürstensöhne zu Schülern hatte. 1808 nahmen auch die Normalkurse zur Bildung von Schul Lehrern ihren Anfang, eine Schöpfung, die am meisten unter dem Argwohn der Regierung zu leiden hatte, indem diese schlechtweg die Abhaltung neuer Kurse verbot, bis 1832 diese Institution unter der Regenerationsregierung einen neuen erfolgreicherer Aufschwung nahm. 1830 kam noch eine Mittel- und Realschule zu den bereits genannten Instituten.

¹⁾ So erzählt Samuel Ith, 1798 Pfarrer in Siselen im Seeland, später Dekan in Bern, in einem Briefe vom 9. Juli 1798 an Stapfer, wie sehr er erschrocken sei, als er vor wenigen Tagen nach Mitternacht Fellenberg bei sich ankommen sah. Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 8.

²⁾ Siehe Nr. XXVI.

Damit hatte nun Fellenberg einen Riesenbau aufgeführt, dessen inneren Ausbau er sich sehr angelegen sein liess.

Solche Schöpfungen lassen uns nun auch schon auf die Hauptzüge seines Geistes schliessen.

Sie konnten ihre Entstehung lediglich einem Manne verdanken, der mit dem Streben nach hohen Zielen und mit Unternehmungslust scharfen Verstand, praktischen Blick und unermüdliche Energie verband.

Fellenbergs Hauptziel war die Hebung und Förderung des Wohls der Menschen, namentlich der armen, sowohl nach ihrer geistigen als materiellen Seite hin. Das beste Mittel dazu sah er in der Bildung der Jugend. Dieses Ziel erfasste er mit der ganzen Kraft und Wärme seines Herzens. Ohne eigentlich ein Genie zu sein, besass er doch einen durchdringenden Verstand, der, unterstützt von einer reichen Welterfahrung, in einem bewunderungswürdigen Organisationsgeschick seine schönste Frucht zeitigte. Dazu kam als wesentliches Moment eine Willenskraft, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte. Fast begreiflich ist, dass seine Strenge oft zur Härte, seine Energie zur Halsstarrigkeit, seine Ordnungsliebe zur Pedanterie wurde. Bei ziemlich fühlbarem Mangel an gemüthlichem Elemente besass er doch für jeden ein gewisses väterliches Wohlwollen, das aber hauptsächlich auf dem Boden unbedingten Gehorsams seine Macht voll und ganz entfaltete.

Die Bekanntschaft Fellenbergs mit Stapfer fällt ohne Zweifel schon in die Jugendzeit; doch fehlen dazu nähere Anhaltspunkte. Erst die Neunzigerjahre brachten sie näher zusammen; gleiches Streben und gleiche Ziele verbanden sie. Die gründliche wissenschaftliche Bildung Stapfers wirkte wohl wesentlich mit, Fellenberg seinen dilettantengradigen Vielseitigkeiten zu Gunsten eines

grössern Vertiefens in die Hauptsachen zu entreissen; auf der andern Seite konnte Fellenbergs praktisches Geschick, seine Weltgewandtheit und Energie heilsam auf Stapfer wirken.

Als dieser dann später als Privatgelehrter in Paris lebte, setzte sich das freundschaftliche Verhältniss fort, ohne indess jemals einen grossen Grad von Innigkeit zu erlangen. Aus der nun erscheinenden Korrespondenz Stapfers mit Usteri und Laharpe ist ersichtlich, wie sehr sich ersterer um Fellenbergs Institute interessirte. Er erkennt sogleich ihre hohe Bedeutung für das ganze Volk ¹⁾. Seine Freundschaften und Konnexionen mit einflussreichen Männern benützt er, um dieselben bekannt zu machen und das Interesse dafür zu gewinnen ²⁾, setzt sogar die Société d'agriculture in Bewegung ³⁾, spart aber auch den Tadel nicht, wo er ihn gerechtfertigt hält; besonders missfällt ihm die von Bombast nicht ganz freie

¹⁾ „Ces établissements peuvent“, schreibt Stapfer am 10. März 1809 an Laharpe (siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 255), „devenir une école pratique, infiniment utile, et, quoique l'enthousiasme du fondateur exagère peut-être ses droits à l'intérêt public, il est, dans ce déluge d'égoïsme et d'apathie pour le bien, d'un mauvais exemple, de soumettre le zèle à une critique trop minutieuse et de juger trop sévèrement un enthousiasme sans lequel il ne s'est jamais rien fait de véritablement bon et grand.“

²⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 219: „Ich bearbeite nun Dégérando für die Akklimatisirung von Fellenbergs Kulturmethode in einer Ferme expérimentale nach dem grössten Maasstabe.“ (Dégérando hat später viel über Hofwyl geschrieben, wie „Le visiteur du pauvre“ und „Notices sur les établissements d'Hofwyl“). Siehe Quellen l. c. XI, 227.

³⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 248: „Ich wünschte sehr, dass die Pariser Société d'agriculture bestimmt werden könnte, sich auf eine schmeichelhafte und kräftige Art für Hofwyl zu erklären. Allein ich habe wenig Hoffnung dazu; eines der bedeutendsten Mitglieder, Pertzus, ist sehr dagegen.“

Sprache Fellenbergs ¹⁾, sowie auch sein allzu trotziges Auftreten gegen seine Regierung ²⁾. Namentlich ist es die Presse, welche Stapfer benutzt, um Fellenbergs Ideen den Franzosen fasslich und angenehm zu machen. Bald benützt er den „Publiciste“, bald „Les Archives“, bald das „Journal de la Société de la morale chrétienne“, bald „La Revue encyclopédique“, bald irgend eine Fachschrift ³⁾.

Die 16 Briefe Fellenbergs an Stapfer, welche unten (Nr. XI—XXX, ohne XV, XVI, XXVIII, XXIX) folgen, sind nur ein kleines Bruchstück aus ihrer Korrespondenz, immerhin noch gross genug, uns recht interessante Blicke in ihr Verhältniss, namentlich aber in das Leben Fellenbergs zu gestatten. Bis 1823 sind die Briefe von seiner eigenen Hand geschrieben, später aber von der eines

¹⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 264: „Unser Freund F. sollte sich befeissen, mit mehr Simplizität zu schreiben.... Das sicherste Mittel, hier ein Zeichen von Aufmerksamkeit zu erhalten, wäre eine in französischer Sprache abgefasste, schlichte, historische Erzählung seiner Versuche und Anstalten, aber mit möglichster Einfachheit und Entfernung von allem Schwulst. Es herrscht zwar hier in allen anderen Fächern viel Charlatanerie, und da ist es gut, den Mund voll zu nehmen; allein in allen Naturwissenschaften und ihren praktischen Anwendungen herrscht der klarste, simpelste Styl.“ Siehe auch Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 285.

²⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 239: „Unser Freund F. hat vor wenigen Tagen seiner Regierung in Bern in Ton und Manier, die ich nicht billigen kann, den Krieg angekündigt. Er hat mir vertraute Mittheilung des Schreibens gemacht, wodurch er ihr erklärt: er werde allen seinen Verhältnissen die grösste Publicität geben und der Welt sagen, dass er sich in den Erwartungen von seiner Regierung getäuscht habe, dass sie ihn auf alle Weise contrarire. Was kann dabei Gedeihliches herauskommen?“

³⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 227: „Car je vous dirai que c'est moi qui suis l'auteur de la plupart des articles qui ont paru sur Hofwyl dans le „Publiciste“ et dans celui des „Archives“. Grössere Artikel erschienen später in der „Revue encyclopédique“ (1821) und „Journal de la Société de la morale chrétienne.“

Sekretärs. Gewöhnlich entstanden sie auf spezielle, meistens äussere Veranlassung hin: Austretende Zöglinge, Verwandte oder gute Bekannte erhielten Empfehlungen, so Benedikt Vischer (Nr. XIV), die Prinzen Suworoff (Nr. XIX), Baggesen (Nr. XXI), Woodbridge (Nr. XXIII), Benedetti (Nr. XXIV), seine Söhne (Nr. XXV).

Inhaltlich sind die Briefe sehr verschieden, indem sie die mannigfaltigsten Gebiete beschlagen. Fellenberg wünscht Auskunft über angemeldete Jünglinge und ihre Eltern, so über Uechteritz (Nr. XVII) und Louis de Villeveille (Nr. XVIII); bittet um Schüler (Nr. XII), neue Lehrer (Nr. XVIII), oder bespricht anzustellende Lehrer, wie Revel (Nr. XIX) oder angestellte, wie Kortüm (Nr. XXII); ersucht ihn um einige Schriften Sieyès' (Nr. XII), um ein Urtheil über den Atlas von Brué (Nr. XVII); wünscht das Urtheil St-Aulaire's, der einige Zeit im Institut zugebracht und nun wieder nach Frankreich zurückgekehrt ist, zu erfahren (Nr. XXIV) oder bittet Stapfer, er möchte durch seinen Einfluss bewirken, dass die Artikel Hofwyl-Fellenberg in der von Chamrobert besorgten französischen Uebersetzung des Brockhaus'schen Lexikons zu seinen Gunsten abgeändert werden (Nr. XXVII).

Was Fellenberg über Pestalozzi, den er von Schmid verführt glaubt, sagt (Nr. XX und XXIII), klingt mehr wie Entschuldigung und Rechtfertigung. An der Abfassung der Biber-Niederer'schen Schrift gegen Pestalozzi scheint er sich sogar betheiligt zu haben (Nr. XXIII).

Der erste Brief stammt aus Fellenbergs Jünglingsjahren und charakterisirt sich äusserlich durch eine ziemlich unbeholfene und schwerfällige Ausdrucksweise. Dieser Brief ist darum sehr interessant, weil er uns einen Blick in Fellenbergs Verhältniss zu den neuen Ideen gestattet. Obgleich Patrizier, kann er die schroffen Ansichten Lavaters

nicht theilen. Für die Gegenwart hält er das Beste, stumm betrachtend die Ereignisse abzuwarten ¹⁾.

Mehrmals kommt seine Missstimmung über das Verhalten seiner Regierung in ziemlich scharfen Worten zum Ausdruck, namentlich nach dem Sturz der Mediation (Nr. XIII und XIV), wo er in Bezug auf die Regierung seines Kantons von Elendigkeit und einem Entreissen von verbrecherischen Händen spricht.

Auch später beklagt er sich über die constante Opposition der Berner (Nr. XX, XXIV und XXVI), doch tröstet er sich mit der jungen Generation, die ihm auch in politischer Hinsicht eine bessere Zukunft verspricht (Nr. XX).

Hauptgegenstand der Korrespondenz aber ist das Institut. Alles Andere ist ihm doch nur Nebensache. Jede Gelegenheit benützt er, Stapfer dasselbe recht warm zu empfehlen. Fast aus jedem Briefe merkt der Leser, wie sehr Fellenberg von der Grösse seiner Aufgabe erfüllt ist. Mit welcher Freude spricht er nicht vom Gelingen seines Werkes! Ja er sucht Stapfer selbst für sein Werk als Lehrer zu gewinnen und schlägt ihm 1812 vor, mit ihm zur Direktion einer Erziehungsanstalt zusammenzutreten, „wie noch keine existirte, einer Erziehungsanstalt, wie die Bedürfnisse der Familien, des Vaterlandes und der Menschheit übereinstimmend erheischen“ (Nr. XII).

¹⁾ Der Brief scheint mir aber das Urtheil R. Schöni's l. c. S. 14, dass Fellenberg Pestalozzi gegenüber die Rolle eines vielleicht allzu ängstlich konservativen, von Standesvorurtheilen noch nicht gänzlich freien, aber doch wohlwollenden und besonnenen Mahners und Warners gespielt habe, nicht zu bestätigen. Der Satz: „dass ich mit Lavatern nicht einig bin, begreifen Sie“ scheint uns doch nicht der Ausdruck einer allzu ängstlich konservativen Gesinnung, und dass Fellenberg Pestalozzi gegenüber andere politische Gesinnungen gezeigt, als gegen Stapfer, ist nicht anzunehmen.

Es zeugt für den ausserordentlichen Scharfblick Fellenbergs, wenn er in der Wichtigkeit der Jugendbildung eine grosse Aufgabe und Pflicht des zukünftigen Staates erkannte, und, so feindlich sich ihm und seinen Bestrebungen auch seine Regierung zeigte, doch nicht von dieser Ansicht abwendig gemacht werden konnte. Er hofft, die Idee einer genugthuenden Menschen- und Nationalbildung auf eine Weise zu realisiren, durch die die Gesetzgeber, die im Grossen für die Fortschritte unseres Geschlechts vermittelt der Verbesserung seiner Erziehung zu sorgen haben werden, die nöthigen Vorarbeiten alle gemacht finden sollen und sie sofort nur zu benützen haben werden (Nr. XXII). „Sein Sohn werde ihm“, schreibt er ein paar Jahre später an Stapfer, „Auskunft über die Wege und Mittel geben, durch die das Unternehmen von einer Generation auf die andere übertragen und in zunehmendem Wachsthum erhalten werden kann, bis die gesetzgebenden und exekutiven Behörden bei uns dahin gebracht sein werden, die Früchte seiner Bestrebungen unserem Staatsleben zu gut kommen zu lassen“ (Nr. XXV).

Am meisten Wärme zeigt Fellenberg in der Besprechung der Armenschulen, speziell der Linthkolonie in Nr. XXVI. Durch diesen hochinteressanten Brief, der nicht blos ein Begleitschreiben, sondern eine nothwendige Ergänzung zu Fellenbergs 360 Seiten zählender Schrift: „Beleuchtung einer weltgerichtlichen Frage an unsern Zeitgeist“, ist, will Fellenberg durch Stapfer die Aufmerksamkeit des gebildeten französischen Publikums auf die Linthkolonie hinlenken, für welche die vorhandenen Hilfsmittel nicht genügen und der er deshalb, „durch eine starke Erregung der öffentlichen Meinung der zivilisirten Welt“ aufhelfen möchte. Der Brief deckt Hindernisse auf, die das Buch nicht einmal andeutet. Man vergleiche nament-

lich, was er an beiden Orten (Buch und Brief) über Glarus sagt. — Mit jugendlichem Feuer spricht er von seinem hohen und edlen Ziele. «Ich bin in meinem frühern Leben niemals so tief ergriffen gewesen wie jetzt von dem Lebenszwecke, der mir nach meiner innigsten Ueberzeugung von dem höchsten Anordner der Dinge zugetheilt worden ist, und ich befinde mich immer mehr begeistert für die Aufgabe, die wir zu lösen haben.»

Auch über seine Maikolonie, d. h. seine Armenschule in Maikirch verbreitet er sich (Nr. XXIV). Und wie freut er sich über die Musterschule zu Silenen in Uri? (Nr. XXX).

c. Philipp Albert Stapfers

„Gedanken über die Erziehung der bernischen Patrizier“.

Carl Victor von Bonstetten¹⁾, der langjährige Freund Stapfers, forderte diesen zu wiederholten Malen auf, seine Gedanken über das bernische Erziehungswesen zu Papier zu bringen und ihm einzuschicken. Aus verschiedenen Gründen konnte Stapfer diesem Wunsche erst 1815/1816²⁾, d. h. in einer Zeit, als das bernische Patriziat wieder hergestellt war und von neuem die Zügel der Regierung ergriffen hatte, nachkommen, zwar nicht nach dem ganzen Umfang desselben, sondern blos soweit es

¹⁾ Carl Victor von Bonstetten (1745—1832) von Bern, war einer der gelesesten Schriftsteller seiner Zeit, der sich namentlich viel mit pädagogischen Fragen beschäftigte; schon 1785 veröffentlichte er im Schweiz. Museum pag. 907—954 u. 961—1004: „Ueber die Erziehung der bernischen Patrizier. Ein Fragment aus der Geschichte der Schulen von Bern“. Karl Morell und Steinlen haben, jeder in eigener Weise, sein Leben beschrieben.

²⁾ Das Memorial enthält weder den Namen des Adressaten noch das Datum; doch lässt sich unschwer unsere Annahme — Bonstetten als Adressaten und Ende 1815 oder Anfang 1816 als Datum — aus dem Inhalt nachweisen.

die Erziehung der bernischen Patrizier betraf. Das Memorial, von Kopistenhand sauber und hübsch geschrieben und von Stapfer korrigirt¹⁾, ist leider nicht ganz erhalten; es bricht gerade an einer interessanten Stelle, nämlich bei der Begründung der Vorschläge zur Verbesserung ab. Immerhin schliesst das noch Vorhandene die Hauptsache ein.

Als wesentliche Hindernisse einer gedeihlichen Entwicklung bezeichnet Stapfer die politische Beschaffenheit Bern's, den barbarischen Dialekt, besonders aber die zwitterartige, halb französische, halb deutsche Kultur. Dass adelige Geburt allein ein Anrecht auf die höchsten und einträglichsten Staatsstellen begründete, musste ganz demoralisierend wirken. Bern hat sich aber auch geistig dadurch isolirt, dass es sich nicht an die deutsche Kultur angeschlossen. Schlawheit war die unvermeidliche Folge. Darum thut eine Rückkehr zur Stärke, Energie und Einfachheit der Alten noth.

Zu den oben genannten Uebeln kamen aber noch zwei den Aristokratien inhärente, nämlich die Scheu vor Neuerungen und die Eifersucht der Glieder der Regierung unter sich selbst. Frägt man sich aber, warum die Aristokratie von Bern niemals auf das Niveau derjenigen von Luzern, Solothurn und Freiburg herabgesunken und warum sie dem lethargischen Schlaf derselben entgangen sei, so liegt der Grund dazu hauptsächlich in der Wahlart des Grossen Rathes, der durch die alle zehn Jahre stattfindende, 80 bis 90 Mitglieder starke Ergänzung neues Leben erhielt.

¹⁾ Die Korrektur Stapfers erstreckt sich jedoch bloss auf den Inhalt und den Stil, nicht auch auf die Orthographie; da diese von derjenigen Stapfers in seinen Briefen an Laharpe abweicht, so passte ich sie der modernen Schreibweise an.

Dass Zürich reicheres geistiges Leben entfaltet als Bern, hat seinen Grund in seinen freien Institutionen (*principe démocratique*) und in seinem Anschluss an deutsche Kultur.

Die Mittel zur Besserung liegen erstlich im Entsagen der amphibienartigen, halb französischen, halb deutschen Kultur und im entschiedenen Anlehnen an die deutsche, verbunden mit einer Veredlung des Dialekts und einem häufigen Gebrauch der Schriftsprache. Das zweite Mittel besteht im Anschluss der Regierung an das Volk. So vortrefflich das alte Patrizierregiment für das materielle Wohl seiner Unterthanen gesorgt, so sehr hatte es das geistige derselben vernachlässigt.

Bonstetten, der gerade damals seine Autobiographie zu schreiben begann¹⁾, hat dieses Memorial reichlich ausgenützt und in seinen Schriften verwerthet.

Wir denken hier vorab an seine Souvenirs, d. i. an seine 1831 erschienene Autobiographie, speziell an die Seiten 19—48. Zum Theil mag Stapfer das, was er in seiner „Description de la ville de Berne“ aus den „Souvenirs“ angeführt hat²⁾, im Bewusstsein der Mitautorschaft gethan haben. Die Priorität einzelner Gedanken bei Stapfer nachzuweisen, wäre ein zu gewagtes Unternehmen (Nr. XV).

d. Samuel Schnell und Karl Schnell.

(1775—1849)

(1786—1844)

Der Name Schnell ist mit der Geschichte des Kantons Bern in den Dreissigerjahren dieses Jahrhunderts

¹⁾ Siehe Briefe von Bonstetten an Matthisson, herausgegeben von H. H. Füssli, Zürich, 1827, Seite 31: „Davon wird meine begonnene Biographie Dir den Beweis liefern“ (23. Oktober 1816).

²⁾ S. *Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux*, S. 361—541, speziell 438 ff.

aufs Engste verknüpft. Die sogenannte Regeneration ist in diesem Kanton von den Schnell ausgegangen und bis zum Sturze der letztern im Jahre 1838 auch von ihnen geleitet worden. Ein Geschichtschreiber dieser Zeit wird deshalb die Thätigkeit der Hauptträger dieses Namens nach allen Seiten und Beziehungen zu verfolgen haben und gewiss für wichtige Briefe sehr dankbar sein.

Samuel Schnell ¹⁾, der in erster Ehe die einzige Schwester P. A. Stapfers zur Gemahlin hatte, war Professor der Jurisprudenz an der Akademie und spätern Hochschule in Bern. Er wirkte nicht bloss als Lehrer sehr anregend, sondern wusste sich auch durch seine Schriften ²⁾ in der wissenschaftlichen Welt einen ehrenvollen Namen und um das Rechtswesen des Kantons Bern grosse Verdienste zu erwerben. „Er ist“, wie Munzinger sagt, „der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Rechtsschule im Kanton Bern“ ³⁾.

In das öffentliche politische Leben liess er sich zwar nicht ein; aber im Stillen hat er auch nach dieser Seite viel gewirkt. Hielt er sich auch im Hintergrund der

¹⁾ Vergl. über ihn die Rektoratsrede von Walther Munzinger: Die Pflege der Jurisprudenz im alten und neuen Bern, 1865, pag. 28 ff. Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer, Nr. 68.

²⁾ Neben vielen kleinern Aufsätzen sind namentlich zu nennen: „Bemerkungen über den Ursprung und die Ausbildung des bernischen Zivilrechts“; „Abhandlung über verschiedene wichtige Theile des bernischen Zivilrechts“; „Handbuch des Zivilrechts mit besonderer Rücksicht auf die Gesetze des Kantons Bern“; „Handbuch des Zivilprozesses“; „Vollständiges Notariatsbuch“.

³⁾ Vergl. namentlich auch das Urtheil Ed. Blösch's in der Biographie seines Vaters: „Ed. Blösch und dreissig Jahre bernischer Geschichte“, pag. 14. Kummer, Geschichte des Schulwesens im Kanton Bern (im IX. Band, 1874, der Zeitschrift für schweizerische Statistik; auch separat erschienen), sagt Seite 11: „Bei solchen Verhältnissen sind die Leistungen dieser Fakultät zu bewundern; das Hauptverdienst kommt dem Prof. Samuel Schnell zu“.

politischen Bewegungen, wie es seine Stellung verlangte, so betrachtete er doch alle Vorgänge sehr aufmerksam; ja er scheint indirekt oft bestimmend eingewirkt zu haben ¹⁾.

Aus der gewiss sehr reichhaltigen Korrespondenz Stapfer-Schnell ist ausserordentlich wenig erhalten; die eine Briefhälfte, nämlich die Stapfersche, ist verbrannt worden ²⁾. Von der andern Korrespondenzhälfte, der Schnellschen, sind nur einige wenige Briefe (acht) vorhanden, deren Inhalt ich noch bedeutend zu reduzieren mich veranlasst sah. Sie fallen in die Jahre 1830 bis 1836.

Schnell spricht sich in diesen Briefen gegen das Treiben der Sektierer (Momiens) aus und findet Massregeln von Seite des Staates gegen dieselben gerecht-

¹⁾ Gerade über S. Schnells Einfluss auf die öffentliche Politik gehen die Ansichten sehr auseinander. W. Munzinger sagt nämlich in seiner Rektoratsrede: „Schnell ist niemals aggressiv, die äussere Aktion ist nie seine Sache gewesen. Es ist nicht richtig, wenn man Schnell als den intellektuellen Urheber der Revolution von 1830 betrachtet, oder gar als den, der im Marionettenkasten sass und seine Puppen spielen liess. Er griff nicht in die Handlung ein“. Der deutsche Rechtslehrer Eduard Gans aber schrieb nach einem Besuch in Bern über ihn, in „Rückblicke auf Personen und Zustände“, Berlin, Veit, 1836, S. 275 u. 276: „Dieser Mann, der nicht allein die Berner Akademie, sondern auch den Grossen Rath, wie den Regierungsrath beherrscht, gehörte zu denen, welchen die wirkliche Substanz der Macht lieber ist, als ihre äussere Gestalt und Eitelkeit. Er zog es desshalb vor, anscheinend vor den Ereignissen zurückgezogen zu leben, in Wahrheit aber hinter den Begebenheiten zu stehen und die handelnden Personen als Puppen zu betrachten, denen sein Geist erst den Athemzug des Lebens einzuhauchen habe“. Hartmann l. c. meint: „Schnell bestieg zwar keineswegs selber den Schultheisenthron; aber als der alte Lehrer, der väterliche Rathgeber, aber als der kluge und vielerfahrene Kopf blieb er dennoch der einflussreiche und massgebende Rathgeber“.

²⁾ Laut gütiger Mittheilung des Herrn Prof. Dr. Pfotenhauer.

fertigt (Nr. XXVIII); er ist besorgt um das Schicksal Albert Stappers, des Sohnes, der als Redaktor des „National“ an der Julirevolution betheilig ist; er schildert den ersten Eindruck derselben auf Bern (Nr. XXIX); er klagt über die Verläumdungen Bombelle's und über das treulose Gebahren von Tavel's gegen Karl Schnell (Nr. XXXIV); langweilt sich über die Tagsatzung (Nr. XXXV); freut sich über den Grossrathsbeschluss in der Konseilangelegenheit (Nr. XXXVI); ersucht Stapper, auf eine Ersetzung Montebello's durch Rumigny hinzuwirken (Nr. XXXVI) und berichtet über seinen Streit mit den „Nationalen“ (Nr. XXXVI). Daneben gibt er auch Auskunft über die Hochschule (Nr. XXXIII); beklagt sich über die Snell (Nr. XXXIV) und lobt besonders Schneckenburger (Nr. XXXIV). Auch verbreitet er sich über Philosophie und über literarische Erscheinungen, findet die Philosophie Cousins, der zum Katholizismus übergetreten, keinen Pfifferling werth (Nr. XXVIII) und tadelt die Veröffentlichung der Briefe J. G. Zimmermanns durch Alb. Rengger (Nr. XXVIII).

Karl Schnell, Vetter S. Schnells ¹⁾, war wohl einer der thatkräftigsten und uneigennützigsten Politiker Berns ²⁾. Er bekleidete verschiedene Staatsämter: 1816—1817 war er Rathschreiber in Aarau, 1831 Regierungsstatthalter in Burgdorf, 1834—1835 Regierungsrath des Kantons Bern. Von Beruf Notar, redigirte er daneben auch

¹⁾ Ueber die Schnell überhaupt und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen, siehe Ed. Blösch, l. c. Seite 20 ff. und 80 ff.

²⁾ Näheres über Karl Schnell (genannt „Kari“) siehe Lauterburg, Berner Taschenbuch 1855, Seite 248—285; Neuer Nekrolog der Deutschen 1844, Seite 120—125; Neue Helvetia 1844, Seite 94—100; Heinrich Escher, Politische Annalen der eidgenössischen Vororte Zürich und Bern während der Jahre 1834—1836; auch A. Gonzenbach in der Allg. Augsburger Zeitung 1844, Beilage zu Nr. 47.

den Berner Volksfreund. Als Rathschreiber in Aarau begleitete er 1816 die aargauischen Tagsatzungsabgeordneten¹⁾ nach Zürich, von wo aus er Stapfer, der sich für Herrn de Lom behufs Erlangung der Ehrenmünze verwendet hatte, antwortet und ihm auch einige Mittheilungen über die Tagsatzung macht (Nr. XVI).

Den zweiten Brief (Nr. XXXI) schreibt er ebenfalls von Zürich aus und zwar als zweiter Tagsatzungsabgeordneter Berns. Er gibt einen summarischen Bericht über die Verhandlungen und Beschlüsse der Tagsatzung; berührt namentlich die bereits vollzogene Trennung Basels und die bevorstehende von Schwiz und die geringen Aussichten für die Bundesrevision.

e. Gerold Meyer von Knonau.

Gerold Ludwig Meyer von Knonau (1804—1858)²⁾, bekannter schweizerischer Geschichtsforscher und Geograph, war der Sohn des Staatsmannes und Geschichtschreibers Ludwig Meyer von Knonau (1769—1841), dessen Autobiographie vor einigen Jahren von seinem Enkel, Herrn Prof. Dr. Meyer von Knonau in Zürich, herausgegeben wurde³⁾.

Er studirte mit seinem Bruder in Berlin die Rechte⁴⁾, hielt sich dann längere Zeit in Frankreich auf, widmete

¹⁾ Karl Friedrich Zimmermann und Friedrich Jehle.

²⁾ Vorliegende Notizen entnehme ich der Biographie seines Sohnes, des Herrn Prof. Dr. Meyer von Knonau in Zürich, in der Allgemeinen deutschen Biographie 21, 618.

³⁾ „Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau (1769 bis 1841)“, herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau. Frauenfeld, Huber, 1883. Ein Auszug davon findet sich in der Allgemeinen deutschen Biographie, 21, 621—628. »

⁴⁾ Vgl. das Abschiedswort des Vaters an den jüngern in Meyer von Knonau's „Lebenserinnerungen“, l. c. S. 279.

sich nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt Zürich im Verwaltungsfache der Kanzleithätigkeit. 1837 wurde er daselbst Staatsarchivar. Neben der Neuordnung des Archivs entfaltete er eine grosse literarische Thätigkeit. Sein schon 1824 edirter „Abriss der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz“ wurde 1838 zu einem zweibändigen Handbuch: „Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft“ umgeschaffen. Vorzüglich aber lag ihm die Herausgabe einer ausführlichen Statistik, „die ein möglichst treues Bild unseres Vaterlandes nicht nur nach seinem jetzigen, sondern auch nach seinem früheren Zustande verschaffe“, am Herzen. Er ging hierin in mustergültiger und massgebender Weise voran, indem er in den „Historisch-geographisch-statistischen Gemälden der Schweiz“ 1834 Zürich und 1835 Schwiz behandelte. Von seinen übrigen literarischen Arbeiten heben wir namentlich die Fortsetzung von Gottl. Emanuel von Hallers „Bibliothek der Schweizergeschichte“ und die Herausgabe des VIII. Bandes der „Amtlichen Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede“ hervor.

Seine Bekanntschaft mit Stapfer schreibt sich ohne Zweifel von seinem Aufenthalte in Frankreich her, der in die Jahre 1826 und 1827 fiel¹⁾. Auch hier fehlt ein grosser Theil der Korrespondenz; doch enthält das noch Vorhandene mehrere sehr treffende Bemerkungen über die damaligen Zustände. Er empfiehlt Bekannte oder Verwandte (Nr. XXXII, XXXVII und XXXVIII); er bedauert die missliche Lage der Schweiz (Nr. XXXII); ist dann aber froh über die Beilegung der Differenzen (Nr. XXXVII); bemerkte im Kanton Bern eine tiefe Missstimmung (Nr. XXXVII); hegt allerlei Befürchtungen für die bevorstehende Verfassungsrevision (Nr. XXXVII); be-

¹⁾ Siehe „Lebenserinnerungen“ I. c. S. 301.

richtet über seine literarischen Arbeiten (Nr. XXXII und Nr. XXXVII), über die Bekanntschaft mit den beiden Fuchs (Nr. XXXII); charakterisirt das Lehrpersonal an der Züricher Hochschule (Nr. XXXVII), sowie auch die religiösen Zustände in seinem Lande (Nr. XXXVII) und ermahnt Stapfer zur Abfassung einer Autobiographie (Nr. XXXVII).

Briefe.

I.

J. G. Zimmermann an Johann Stapfer ¹⁾.

Hannover, den 8. April 1785.

Ein Unbekannter brachte den *vierten dieses Monats* ²⁾ Ihren Brief vom 24. November 1784 nach meinem Hause, mein theurester Freund, und zugleich ein offenes Billet von der Frau Landvögtinn Haller von Wildenstein ³⁾. Ich war nicht zu Hause. Man nannte dem Unbekannten die Stunde des Tages, in der ich Leüte sehe, die mich sprechen wollen; aber Er kam nicht.

Ihr kleiner Brief und die Versicherung ihres Andenkens hat mir eine unbeschreibliche Freude gemacht. Ach Sie können es nicht glauben, wie mich der Kaltsinn geschmertzet hat, womit Sie voriges Jahr mein Buch

¹⁾ Johann Stapfer (1719—1801), an den die Nrn. I und II gerichtet sind, war Professor der Theologie in Bern. Siehe Herzog, Realencyclopädie der protestantischen Theologie (1. Aufl.), XV, 4.

²⁾ Die in den Briefen unterstrichenen Stellen werden auch durch den Druck hervorgehoben.

³⁾ Eine Tochter des grossen Albrecht von Haller. Eine ihrer Töchter verheiratete sich mit dem dänischen Dichter Baggesen. Siehe Biographie d'Albert de Haller par l'auteur de l'essai sur la vie de J. Lavater, S. 303.